

Der Wintermantel

„Seid ihr endlich fertig?“ mahnte der Kutscher ungeduldig.

„Ja, noch einen Koffer und den Rucksack.“ Mein Vater wuchtete den Koffer und seinen Volkssturmrucksack mit Tragegestell auf den Pferdewagen.

„So, fertig.“

Unsere achtzigjährige Großmutter kam aus dem Haus. Still hatte sie allein von allem Abschied genommen, vom Haus, vom Stall, aus dem die Tschechen schon vor Monaten die letzte Ziege über Nacht geholt hatten. Langsam ging sie zu dem alten Birnbaum, den sie zusammen mit Großvater am Tage ihrer Hochzeit gepflanzt hatte. Sie streichelte zärtlich über seine Rinde und verharnte, die Stirn an den Stamm gelegt. Leise sprach sie: „Lieber Gott, hilf mir, lass mich jetzt nicht allein. Ich will noch erleben wo Franz mit seiner Familie hinkommt. Ich möchte ihm nicht zur Last fallen.“ Und sie gedachte auch des Großvaters, der schon vor einem halben Jahr verstorben war.

Nun ging sie aufrecht zum Fuhrwerk. Tränen rollten über ihre Wangen, ohne Schluchzen, ohne einen Laut. Der Fuhrmann half ihr auf den Kutschersitz. Meine beiden Schwestern und ich freuten uns, hoch auf den Gepäckstücken sitzen zu dürfen.

„Ida, wo bleibst du?“ rief mein Vater unsere Mutter.

„Ich habe noch schnell das Mittagsgeschirr abgespült und die Küche aufgeräumt.“

„Haben wir nichts vergessen?“

„Nein, Franz, ich denke nicht. Hoffentlich hast du alles richtig gewogen?“

Es war der 28. Juli 1946, ein Sonntag, nachmittags, als wieder einige Familien ihre Häuser, ihr Dorf, für immer verlassen mussten. Im Potsdamer Abkommen hatten sich die Siegermächte darauf verständigt, *„dass die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muss. Sie stimmten darin überein, dass jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll.“*

In das Haus unserer Familie zog der tschechische Bürgermeister. Er stand mit Frau und Tochter Jana schon an der Haustür. Wusste nicht mit seinen Händen wohin, rieb sich andauernd den Schweiß von der Stirn.

Zum Abschied gab er jedem die Hand.

„Auf Wiedersehen!“

„Na shledanuo!“

„Hüh Brauner, los geht's.“

Das Pferd legte sich in die Stränge und der Wagen ruckte an.

„Warum sagen wir ‚Auf Wiedersehen‘, fragte ich meinen Vater, der mit dem Fahrrad hinter uns fuhr, „du hast doch gesagt, wir kommen nie mehr zurück.“

„Ja, du hast Recht, das ist so eine Gewohnheit.“

Von meinem wenigen Spielzeug durfte ich nur die hölzerne Lokomotive mitnehmen. Ich wusste sie wohlverwahrt in dem großen Koffer.

An diesem Nachmittag verließen unsere und fünf weitere Familien das seit fast tausend Jahren von Deutschen besiedelte Dorf an der Elbe. Dabei hatten wir noch Glück im großen Unrecht. Während die im Sommer 1945 Vertriebenen nichts oder nur Handgepäck mitnehmen durften, wurden uns fünfzig Kilogramm pro Person zugebilligt. Mehrere Pferdewagen brachten uns bis zur Sammelstelle in der nahen Kreisstadt. Am Köhlergrund vorbei durch Topkowitz bis Kartitz. Dort legten die Fuhrleute eine kurze Rast ein. Dann weiter über Wilsdorf und gegen 18 Uhr erreichten wir Bodenbach und fuhren über die Elbbrücke nach Tetschen, zur Anlegestelle für Lastkähne.

Die Kontrolle des Gepäcks und die Verladung waren für den nächsten Tag ab 6 Uhr vorgesehen.

Gemeinsam entluden wir die Gepäckstücke auf eine überdachte Verladerampe. Es waren noch mehr Fuhrwerke aus anderen Orten angekommen oder kamen noch.

Plötzlich schrie Wilfrieds Schwester Gerda: „Mein Wintermantel, ich habe meinen Wintermantel vergessen.“

Geschimpfe, Gezeter. „Wie konntest du.“, Du bist alt genug“, „Ein so guter Mantel.“

Nach der ersten Aufregung kam die Überlegung: Eigentlich ist noch Zeit, ihn zu holen.

Die Wahl auf mich. „Traust du dich?“, fragte mein Vater.

„Na, klar.“

Mit knapp elf Jahren war Fahrrad fahren kein Problem und vor Kontrollen hatte mein kindliches Gemüt keine Bange. Etwas tschechisch konnte ich auch.

„Lass dir von Herrn Aschenbrenner eine Bescheinigung geben, dass du noch nach 20 Uhr auf der Straße sein darfst.“

„Ja, mache ich.“

Bei dem Fahrrad war leider der Sattel für mich zu hoch. Dadurch musste ich die zwölf Kilometer im Stehen fahren. Den Weg konnte ich nicht verfehlen, die Elbe immer zur Linken, so kam ich wohlbehalten an meinem Geburtshaus an.

Die Familie Aschenbrenner war schon beim Einziehen.

„Wilfried, warum kommen?“, empfing mich Herr Aschenbrenner.

Ich erklärte unser Missgeschick.

„Kein Problem, komm.“

Der Mantel hing noch im Schrank. Ich bekam ein Glas Saft zu Trinken und Frau Aschenbrenner gab mir drei grüne Gurken.

Beim Losfahren fiel mir die Bescheinigung ein und ich hielt an. Bereitwillig bekam ich so ein Papier und mit vielen guten Wünschen trat ich in die Pedalen.

Für die Rückfahrt wusste ich: Die Elbe immer rechts. Bis Topkowitz kannte ich den Weg ganz gut. Die achte Stunde war schon vorbei. Hoffentlich kommt keine Kontrolle. Hoffentlich kommen keine Rowdies und wollen mir mein Fahrrad wegnehmen. Was sollte ich tun? Keine Chance gegen zwei oder drei oder noch mehr Tschechen. Ich bekam Schweißperlen. Meine Hände wurden feucht. Alles wegen einem Wintermantel. Vorsichtshalber fühlte ich in meine Jackentasche, ob die Bescheinigung noch da war. Sie war da. Warum sollte sie auch weg sein? Endlich hatte ich Kartitz erreicht. Halbzeit. Ohne Pause ich fuhr weiter. Nur manchmal setzte ich mich mit dem rechten Oberschenkel auf die Querstange und ruhte einen Moment aus, so lange das Rad rollte. Bei so einem Ausruhen bemerkte ich im Norden, und ich fuhr in Richtung Norden, eine schwarze Wolkenwand aufkommen. Wenn ich in Regen komme, ich habe keinen Regenmantel. Kurze Hose und Hemd und bloß gut, dass ich barfuß bin. Wenn ein Gewitterregen kommt, dann ist es auch mein Vorteil, dann sind keine Menschen auf der Straße, ich werde weniger gesehen. Und Blitze? Vielleicht bleibt das Gewitter auf der anderen Seite der Elbe. Das wäre günstig. Von Großvater wusste ich: Zwischen Blitz und Donner zählen, einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig usw. Eine Zahl ist eine Sekunde und drei Sekunden ergaben ungefähr ein Kilometer Entfernung des Gewitters. Schon am Stadtrand von Bodenbach. Nun ist es nicht mehr weit. Dort hinten ist schon die Brücke. Vater hat gesagt, die ist manchmal bewacht, deshalb die Bescheinigung. Es ist bestimmt schon nach acht Uhr. Kein Mensch zu sehen. Donner, einundzwanzig, zweiundzwanzig, Blitz. Jetzt schnell. Über die Brücke, dahinter links ein steiler Trampelpfad zur Verladestelle, den nehme ich, Rücktritt und Handbremse, ganz vorsichtig, es fängt an zu regnen, schon kann ich die Leute unterm Dach sehen. Mein Vater und unser Nachbar heben mich samt Fahrrad hinauf. Geschafft.